

Nächstes Semester wird alles anders ... Zwischen Uni und Leben!

Für alle, die denken, sie bräuchten einen Plan

Bearbeitet von
Tabea Mußgnug

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 208 S. Paperback
ISBN 978 3 596 03393 5
Format (B x L): 12,5 x 19 cm
Gewicht: 186 g

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Psychologie: Allgemeines > Psychologie:
Sachbuch, Ratgeber](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Mußnug, Tabea

Nächstes Semester wird alles anders ...

Zwischen Uni und Leben!

Für alle, die denken, sie bräuchten einen Plan

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Raveland, Baby	9
»Ich danke meinen Eltern und dem ganzen Kunstkurs«	16
»... oder halt auf Lehramt«	27
»Nehmen Sie sich gerne auch eine Willkommenstüte!«	41
»Bitte tragen Sie sich frühzeitig für einen Referatstermin ein«	58
»Bitte einmal die Balkanpfanne«	69
»Also seit meinem Frankreichsemester trink ich abends gern mal 'ne gute Flasche Rotwein«	80
»Und Sauberkeit ist mir natürlich auch sehr wichtig«	83
»Aber Hartalk bringt bitte jeder selber mit«	100

»Sie können Ihren Schein ab jetzt in der Institutsbibliothek abholen«	113
»Tragen Sie doch bitte das ausgestopfte Murmeltier in die Kinder-Kunsthalle«	128
»Das heißt nicht Semesterferien, das heißt vorlesungsfreie Zeit«	137
»Bitte beachten Sie auch die Veranstaltungen des Studentenwerks«	149
»Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, liebe Studierende«	160
»Vier Tage Main-Tauber-Kreis, herrlich«	170
»Ich dachte, als Bachelor verteilt man auf RTL Rosen«	177
»Und für Ihre weitere Zukunft alles Gute«	185
Atemlos durch die Nacht	198

Raveland, Baby

Letztens hab ich mich wahnsinnig erwachsen gefühlt. Und dann hab ich Princess Sparkle, mein rosa Plüsch-Einhorn, im Bett gesehen, und weg war das Gefühl wieder. Ich habe mal gelesen, die Adoleszenz würde sich immer weiter nach hinten hinausschieben, und wenn ich nur mich als Beispiel nehme, glaube ich, dass das stimmt. In meinem Alter waren meine Eltern schon sechs Jahre verheiratet, meine Oma hatte mit 26 drei Kinder. Ich fühle mich schon eingeeengt, wenn ich mich für den Uni-Schwimmkurs fürs ganze Semester anmelden muss.

Meine Mitbewohnerin, die so alt ist wie ich, beendete kürzlich ganz ernst einen Satz mit »... und dann saßen neben uns noch ein paar Erwachsene.« Ich glaube, das beschreibt ganz gut, wie es ist. Viele von uns, nicht alle, aber viele, würden sich niemals als erwachsen bezeichnen, auch wenn der zwanzigste Geburtstag schon eine ganze Ecke her ist.

Ich bin beleidigt, wenn Teenager mich siezen.

Ich bedanke mich, wenn ich an der Kasse wegen der Flasche Gin nach dem Ausweis gefragt werde.

Ich verstecke mich immer noch zum Rauchen, wenn ich bei meinen Eltern zu Besuch bin.

Ich nehm's nicht mal persönlich, wenn mich auf Familiengeburtstagen keiner fragt, ob ich auch ein Glas Wein will.

Ich weiß nicht, ob es die Quarterlife Crisis wirklich gibt, es kommt mir ein bisschen so konstruiert vor wie Burn-out, wo ja auch jeder Angst hat, Erschöpfungsdepression zu sagen. Wikipedia hat einen Eintrag dazu, da steht über die Quarterlife Crisis, sie sei der »Zustand der Unsicherheit im Lebensabschnitt nach dem Erwachsenwerden«.

Vielleicht ist es tatsächlich normal, dass man einerseits genug hat vom Dahintreiben und gleichzeitig Angst, irgendwo ankommen zu müssen. Ich weiß nicht, wen ich heirate. Ich weiß auch nicht, was ich eigentlich genau arbeiten möchte. Ich kann mir für mich alles oder nichts vorstellen, und eigentlich will ich es auch gar nicht so genau wissen. Mal will ich einen Bauernhof, mal eine Wannseevilla. Meine Berufswünsche pendeln zwischen Nobelpreisträgerin und Hausfrau und erfassen jede Nuance dazwischen.

Meine Eltern sind Ende der fünfziger Jahre geborene Babyboomer. Als mein Vater Techniker lernte und meine Mutter in der Grundschulpädagogik-Vorlesung strickte, waren sie sich sicher, dass das jetzt die Berufe sein würden, die sie bis zur Rente haben werden. Uns, den Ende der Achtziger Geborenen, wird gesagt, dass man flexibel

sein muss, dass nichts für immer ist und die Rente sowieso nicht mehr existiert, bis wir dran sind. In uns paart sich Unverbindlichkeit mit Fatalismus und einem Schuss abenteuerlustigem Tanz-am-Abgrund-Gefühl. Heraus kommen dabei entweder BWL-Studenten mit 60-Stunden-Praktika oder solche wie ich.

Seit 10:57 Uhr tue ich nichts. Davor habe ich einen mittelmäßigen Krimi fertiggelesen. Ich muss heute noch die Wäsche machen, und das ginge auch noch morgen. Ansonsten habe ich keine Pläne. Ich weiß, das klingt für viele nach dem Paradies, nichts tun müssen, wenige Termine, keine Regeln. Aber ich hab das seit eineinhalb Jahren und kann gar nicht so viel Kaffee trinken gehen und in der Stadtbücherei sein, um nicht langsam meine Haare essen zu wollen. So lange promoviere ich schon, sitze also an meiner Doktorarbeit. Das klingt nach viel Arbeit und viel Intelligenz, aber ehrlich, das ist es nicht. Es fühlt sich an, als würde ich einfach auf eine sehr lange Zeit verteilt einen sehr, sehr langen Aufsatz schreiben. Mir fällt nichts mehr ein, was ich noch machen könnte, wenn ich gerade nicht an meiner Arbeit sitze. In Zeiten wie jetzt, wo die Arbeit bei meinen Doktorvätern zur Zwischenkorrektur liegt und ich also nicht mal meine täglichen zwei Stunden in der Uni-Bib vorm Laptop sitzen und tippen kann, ist es besonders schlimm. Die meisten meiner Freunde, die mit mir zusammen studiert haben, sind weg, weil sie nicht promovieren wollten, sondern arbeiten. Die Freunde, die noch hier sind, studieren noch und ha-

ben den ganzen Tag Vorlesungen und Seminare und bereiten Referate vor.

Nur ich bin einfach so da. Jeder hat 'nen Job, ich hab Langeweile.

Das Jetzt ist eine große, langweilige Wartehalle. Aber vor dem Danach habe ich auch Angst, weil das Danach bedeutet, in die wirkliche Welt zu müssen. Die Uni ist ja nicht die wirkliche Welt. Die Uni ist eine Käseglocke mit Semesterticket und Studentenversicherungen, WG, Mensaspargel für zwei Euro, und für alles gibt es eine Beratungsstelle. Wir haben viel Zeit, ohne dass uns jemand sagt, wir hängen nur rum, denn wir studieren ja, wir machen etwas Wichtiges und Respektables und arbeiten mit unserem Kopf. Wenn man ins Ausland will, kann man einfach mal ein Semester in Barcelona wohnen, die Uni kümmert sich darum. Wenn man das eine Seminar nicht mag, dann lässt man es eben. Wenn ein Schein nicht klappt, macht man ihn halt nächstes Semester noch mal.

Als Student gewöhnt man sich schnell einen für die Restbevölkerung relativ seltsamen Lebensrhythmus an. Ich gehe vor zehn nie aus dem Haus und vor zwölf nicht ins Bett. Ich wünsche donnerstags ein schönes Wochenende und kann zur Freude der Arzthelferinnen auch zu völlig abseitigen Uhrzeiten kommen. So richtig klar wurde mir, wie sehr ich zeitlich gesehen in einer Parallelwelt lebe, als ich vor einiger Zeit an einem Montagabend mit meiner Mitbewohnerin Sarah bei ihrem Freund Lukas

zu Besuch war. Eigentlich wollten wir nur einen Film zusammen schauen, aber wir fanden eine Flasche Absolut Vodka Himbeer, eiskalt, und weil es heiß war und wir außer Wassermelone kaum etwas gegessen hatten, war die Wirkung beeindruckend. Um halb neun stand ich oben am geöffneten Zimmerfenster und warf grölend frisch gewaschene Unterhosen vom Wäscheständer auf die Straße. Unten versuchte Sarah, alle aufzufangen, und lachte sich kaputt. Passanten liefen vorbei, auf dem Weg von der Arbeit nach Hause und in Erwartung einer ganzen Woche, die noch vor ihnen lag, während ich eine Gurke aus dem Fenster schmiss, weil mir die Unterhosen ausgegangen waren. Um halb zehn wechselten Sarah und ich uns mit dem Kotzen ab. In einem meiner helleren Momente dazwischen dachte ich mir, dass es Zeit wird, in der Realität anzukommen und einen Job zu finden.

Ich sehe seit einiger Zeit, was das wirkliche Leben ist, zumindest bilde ich mir das ein, wenn ich beobachte, wie meine Freunde außerhalb der Käseglocke leben. Die haben Kredite und Schulden und Häuser und Kinder und Jobs, die ihnen zwar wirkliches Geld bringen, aber kaum Zeit, es auszugeben. Ich bin mit immer mehr Leuten befreundet, die eine Steuererklärung machen. Das ist für mich das ultimative Zeichen, erwachsen zu sein.

Ich bin irgendwo dazwischen, will nicht mehr hier sein und auch nicht raus, und weiß, dass ich diese Zeit, die ich jetzt so langweilig und ausgelutscht finde, in fünf Jahren gerne wiederhätte, wenn ich um acht zur Arbeit muss

und um sechs wieder heimkomme und nur noch am Wochenende Zeit habe, aber auch die Wochenenden zusammengeschrunpft sind zu tatsächlichen Wochenenden, also Freitagabend bis Sonntagabend. Ich werde dann den Tatort gucken und mich vor Montag gruseln und die Zeit zurücksehnen, in der ich keinen geregelten Wochenablauf hatte. Ich werde vergessen haben, wie genervt ich damals davon war, keinen zu haben.

Wer studiert, hat Zeit. Wer was anderes sagt, lügt oder macht ein duales Studium. Als Geisteswissenschaftler an der Uni besteht das Leben aus Vorlesungen und Scheinen, aus Copyshop und Readerabholen, aus mündlichen Prüfungen, Referatsterminen und Klausuren und Hausarbeiten. Klar sind das alles Dinge, die manchmal stressig und anstrengend sind, man ist mal aufgeregter oder ärgert sich. Aber generell hat man dazwischen einfach ziemlich viel Zeit. Fünf Monate Semesterferien im Jahr. Abgabetermine lassen sich mit nett »Bitte« sagen verschieben, Prüfungen kann man wiederholen. Wenn man krank ist, braucht man keinen Krankenschein. Wenn ich nicht will, dann muss ich nichts.

Vielleicht geht es nur mir so, aber bei jedem Praktikum, das ich während meines Studiums gemacht habe – und es waren nicht viele –, kam ich am ersten Tag völlig aufgelöst heim und schwor, da nie nie nie wieder hinzugehen. Vier Wochen Montag bis Freitag von morgens bis abends neun Stunden wo sein zu müssen, wo mir jemand sagt, wann ich gehen kann, und ich machen soll, was mir

gesagt wird, ist jedes Mal wieder ein böses Erwachen aus meinem Wenn-das-nicht-dann-was-anderes-Leben.

Die Vorstellung, im Winter sowohl bei Dunkelheit aus dem Haus zu gehen als auch wieder heimzukommen, 28 Urlaubstage im Jahr und generell das Gefühl, nichts vom Tag gehabt zu haben, ist nichts, was mich herauslockt aus meinem mittlerweile sieben Jahre dauernenden Leben zwischen Uni und WG. Sieben Jahre, das sind vierzehn Semester. Ich bin schnell, auch wenn sich's nicht so anhört. Bachelor Regelstudienzeit, Master Regelstudienzeit, Promotionsmarathon. Trotzdem hätte ich nie gedacht, dass ich mal vierzehn Semester studieren würde. Ich weiß noch, wie der Film »Dreizehn Semester« rauskam. Ich saß gerade an meiner Bachelorarbeit und war mir sicher, gleich danach einen wahnsinnig tollen Job zu bekommen. Dienstagnachmittag ging ich mit meiner Mitbewohnerin Sarah in den Film, und wir gruselten uns über die Zahl Dreizehn und dachten verächtlich an das, was wir uns unter Langzeitstudenten vorstellten. Und jetzt steht auf meinem Stammdatenblatt unter »Fachsemester« eine Zahl die eins mehr als dreizehn ist. Vierzehn Semester und immer noch nicht groß.

»Ich danke meinen Eltern und dem ganzen Kunstkurs«

Das Jahr, in dem ich Abi machte und zu studieren anfang, war ein gutes Jahr. Es war passenderweise das offizielle »Jahr der Geisteswissenschaften«, der Sommer war heiß und lang und begann schon in den Osterferien, und Fettes Brot sangen Emanuela. Ich beneide regelmäßig die ziemlich betrunkenen »Abiiiiiiii«-Schreier mit ihren frisch bedruckten Shirts mit schlechtem Motto (KohlrABI, How I met your ABI, BacABI, jede Form von James Bond), die sich in Heidelberg Ende Juni auf der Neckarwiese zum Grillen treffen und sich jetzt einen ganzen Sommer lang sehr erwachsen und sehr frei fühlen. Ich weiß noch, wie gut das war. Wir hatten ein schwarz-rotes Abi-Shirt, was uns auf der Abschlussfeier aussehen ließ wie 95 Metal-Fans, und es war schön zu denken, dass alles völlig offen ist. Völlig offen war es natürlich nie, denn ich hatte einen Abi-Schnitt von 2,1, der gemessen an meinem Aufwand zwar ein kleines Wunder war, aber aus mir auf keinen Fall mehr eine Ärztin oder eine Kommunikationswissenschaftlerin machen konnte – beides Studiengänge, bei denen der Numerus clausus in diesem

Sommer bei schlechtestenfalls 1,3 lag. Das war kein Problem, zumindest Ärztin hätte ich sowieso nicht werden wollen, außer vielleicht Tierärztin. Das war mein Traumberuf zwischen der dritten und der achten Klasse, und wie viele andere Mädchen stellte ich mir dabei vor allem vor, wie ich den ganzen Tag süßen Hunden die Pfötchen verbinden würde. Hässliche Bilder von Pferdebesamung trieben mir den Berufswunsch letztlich aus.

Mein Schnitt hätte vermutlich ein kleines bisschen besser ausgesehen, wenn ich das Abi ein kleines bisschen ernster genommen hätte. Für Englisch las ich die Clash of Culture-Shortstories im Freibad am Tag davor. Für Deutsch lernte ich gar nichts, Effi Briest hatte ich immerhin gelesen. Und im Gegensatz zu manchen Mitschülern ging ich auch nicht in einen Mathe-Intensivkurs in den Osterferien. Gerade Letzteres war eine meiner schlechteren Entscheidungen, vor allem weil ich mit dem GTR, diesem riesigen Taschenrechner mit 37 183 Funktionen, den wir von der Schule bekamen, keine Kurven zeichnen, sondern nur mit den Buchstabentasten lustige Nachrichten an meine Nebensitzer schreiben konnte. Meine Leistungskurse waren Kunst und Biologie, also die Kombination, mit der man die wenigsten Wochenstunden hatte. Für die andere Faultierkonstellation – Sport und Erdkunde – war ich leider zu langsam im Cooper-Test. Man musste bei uns nur in einem Leistungskurs Abi schreiben, und ich entschied mich kurz vor knapp kopflos für Biologie, weil ich Angst hatte, in der praktischen Kunst-

prüfung käme Töpfern dran. Kurz zuvor hatten wir nämlich im Kunst-LK eine kubische Architekturphantasie töpfern sollen, und ich bekam als Einzige von 24 Schülern nicht eine gerade Kante hin. Mein Kunstlehrer sprach später von »23 Architekturphantasien und einer Birne«. Für Bio musste man allerdings wesentlich mehr lernen als für Kunst, und Töpfern kam dann auch gar nicht in der Prüfung dran.

Die Tage des Abi-Schreibens zogen wie im Nebel an mir vorbei, und ich dachte mir noch, dass ich immer davon ausgegangen war, in dieser Woche würde man sich irgendetwas ganz besonders und ganz angestrengt fühlen. Ich guckte viel aus dem Fenster, weil mir nie so viel einfel, dass ich die ganzen fünf Stunden hätte durchschreiben können. Ich kann mich sogar noch daran erinnern, wie draußen vorm Fenster der Rasen gemäht wurde und ich versonnen dachte, dass gemähtes Gras sehr gut riecht. Ich ging oft aufs Klo und aß viele Himbeertraubenzucker, die ich – nervig für alle – einzeln aus ihrer knisternen Folienverpackung schälte.